





Leo Kreutzer

# Leben nach ihrem Tod

SelbstGespräche mit einem Engel

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2020  
Wehrhahn Verlag  
[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)  
Satz: Wehrhahn Verlag  
Umschlagbild:  
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Europe  
© by Wehrhahn Verlag, Hannover  
ISBN 978-3-86525-828-1

Aber ja doch stelle ich mir vor, wie du auf mich wartest: westlich der Sonne, jenseits ihres Untergangs; und wie du, um nicht die Geduld zu verlieren, dir beim Warten die Zeit auch damit vertreibst, dass du ein Auge auf mich hast. Und wenn ich mir das vorstelle, dann wüsste ich natürlich zu gerne, was du davon hältst, wie ich mir ein Leben nach deinem Tod einrichte.

Zu deinen Lebzeiten mit dir unverbrüchlich verbunden aber nicht ›verschmolzen‹, habe ich tagsüber, wie auf einer Insel in einem Meer von Verlusten, mein Leben fast unverändert weiterführen können. Dein Tagesablauf als Fernsehcutterin beim Westdeutschen Rundfunk war auch dann von dem meinigen getrennt gewesen, wenn ich als, wie man eine Zeitlang sagte, ›Spagatprofessor‹ einem Teil meiner Verpflichtungen an der Universität Hannover in unserer Kölner Wohnung nachkam. Und als, fünf Jahre nach meiner ›Entpflichtung‹, auch deine Berufstätigkeit endete, sind wir nach einem gemeinsamen Frühstück erst wieder am Abend zusammengekommen.

Aber bereits zuvor waren *die Abende* immer mehr zum Ereignis unseres Zusammenlebens geworden. Sie begannen mit einem Ritual, mit dem du dich von deinem Stuhl am Esstisch erhobst, um dich hinüber zu deinem Sessel zu begeben und dir dort zeremoniell die erste Zigarette nach dem Essen anzuzünden.

Wenn ich dann den Tisch abgeräumt und meinen Platz dir gegenüber eingenommen hatte, erwuchs aus einem anfänglichen Geplauder deine Verwandlung in eine Erzählerin. Dabei liefst du gern zu großer Form auf, mit einem unerschöpflichen Gedächtnis und einem Ausdrucksvermögen, durch das ich mich, von deiner Sprache bis hin zu deiner Gestik und Mimik, in den intensivsten Momenten tief in die Polster meines Sessels gedrückt fühlte. Am Ende habe ich dich manchmal spaßeshalber gefragt, ob da von meiner Seite im Nachhinein nicht Eintrittsgeld fällig geworden sei.

Während also nach dem Verlust unseres gemeinsamen Lebens ein mir vertrauter Tagesablauf mich notdürftig auffing, war es für mich überlebensnotwendig, etwas zu finden, womit ich dem Abend ohne dich gewachsen sein werde. So ergreife ich bis heute hin Abend für Abend die Flucht aus unserer Wohnung und setze mich in eine der Gaststätten der Kölner Altstadt. Welche das sein wird, das erfahre ich, wenn ich entschieden habe, was ich essen möchte, und weiß, wo ich es bekomme.

Wären die anderen Gäste, vor allem Paare und Kleinfamilien, nicht allesamt mit ihrem Handy beschäftigt, dann würden sie meine Auftritte als ziemlich seltsam beschreiben können. Ein alter Mann, Typ ›rüstiger Greis‹, kommt herein und begibt sich zielstrebig zu einem bestimmten Tisch. Dort sitzt er, ohne nach seinen Wünschen befragt zu werden, als einziger ohne Handy und sichtlich nur mit sich beschäftigt. Aber alsbald wird eine Karaffe Weißwein vor ihn auf den Tisch gestellt. Und ohne dass er einen Blick in die Speisekarte geworfen und etwas bestellt hätte, wird ihm

nach einer Weile ein Essen serviert. Aber genau so ist das, Abend für Abend. Wenn ich in einem der Lokale erscheine, weiß man inzwischen überall, was man für mich tun kann. Und eine Rückkehr nach Hause wird möglich, nachdem ich zum Essen, wie das gern heruntergespielt wird, ›1 Glas Wein‹ getrunken habe.

Erst nach deinem Tod habe ich mir erklären können, dass ich von deinem Erzählen an Tausendundeinem Abend so gebannt gewesen bin, weil es sich dabei um eine ›recherche du temps perdu‹ gehandelt hat, um deine ›Suche nach der verlorenen Zeit‹.

Mit der deutschen Übersetzung von Marcel Prousts ›A la recherche du temps perdu‹ hattest du einst ein sich über sieben Sommerurlaube erstreckendes Lektüre-Programm bestritten. In jedem dieser Urlaube habe ich dich seinerzeit eines der sieben Bücher von Prousts Romanwerk lesen sehen. Heute weiß ich, warum du von ihm auf eine so lockere Weise gefesselt sein konntest. Grund dafür war nicht, dass der immense Ruhm des Autors dich immer wieder aufs Neue angezogen hätte. Und schon gar nicht verhält es sich so, dass dein mündliches Erzählen von dieser ungewöhnlich organisierten Lektüre beeinflusst worden wäre. Es hat sich eher umgekehrt verhalten, nämlich so: Prousts Erzählen war dir so vertraut, dass du auch nach einjährigen Unterbrechungen einfach weiterlesen konntest, weil du begonnen hattest, dich mit deinem Erzählen auf die Suche nach der eigenen ›verlorenen Zeit‹ zu begeben, nach Deiner Kindheit zumal.

Mit dem Erzählen wird Vergangenes vergegenwärtigt, aber von der Vergangenheit wird nicht immer als von einer ›verlorenen Zeit‹ erzählt. In dem Maße, wie mir klar wurde, dass du erzählend deine verlorene Kindheit erkundet hast, konnte ich mir auch Rechenschaft über mein eigenes Erzählen ablegen. Was ich in, wie man sagt, ›geselliger Runde‹ gern erzähle, das sind Anekdoten über persönliche Begegnungen mit Schriftstellern. Und seitdem ich mich nach deinem Tod sehr viel mit mir selbst beschäftige, spiele ich mir diese Anekdoten in meinem Kopfkino gerne auch selbst vor. Dabei ist mir oft so, als hätte ich die Situationen, die ich mir auf diese Weise vergegenwärtige, schon seinerzeit im Kino gesehen.

Meine Arbeit als Literaturwissenschaftler habe ich als *Dienst an der Literatur* verstanden. Aber in zwei Phasen meines Berufslebens habe ich die Rolle eines *Kammerdieners von Schriftstellern* gespielt. Zwar habe ich keinem von ihnen die Stiefel ausgezogen, ins Bett geholfen, Champagner kredenzt. Aber wenn es zu Zeiten, in denen Menschen sich zu derlei Diensten einen Kammerdiener hielten, sprichwörtlich hieß, dass es für ihn ›keinen Helden‹ gebe, dann gilt das in einem übertragenen Sinne auch für die Rolle, die ich zeitweise Schriftstellern gegenüber gespielt habe. Denn als ich eine Zeitlang vielen von ihnen persönlich begegnete und ihnen dabei ganz unterschiedliche Dienste leistete, hörten sie auf, für mich ›Helden‹ der zeitgenössischen Literatur zu sein. Das war so, als ich in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre Assistent von Hans Mayer an der damals



noch Technischen Universität Hannover war, und es war gleich anschließend noch einmal so, als ich in der ersten Hälfte der 1970er Jahre Literaturredakteur beim Dritten Fernsehprogramm des WDR in Köln war.

Als Hans Mayer bereits von Leipzig aus an Tagungen der Gruppe 47 teilnahm, hat Martin Walser seine Rolle als Spontan-Kritiker nach Lesungen der von Hans Werner Richter eingeladenen Autoren einmal als die eines ›Gast-Höllenhundes‹ charakterisiert. So mussten, als er nach seiner Übersiedlung nach Westdeutschland einen Ruf nach Hannover erhielt und dort regelmäßig ein ›Literarisches Colloquium‹ veranstaltete, wollten sie ihn nicht verärgern, Autoren der Gruppe und erst recht diejenigen, die das noch zu werden hofften, seinen Einladungen zu einer Lesung in seinem Colloquium Folge leisten. Auf diese Weise sind im Laufe der Jahre alle irgendwie bemerkenswerten Autorinnen und Autoren aus Westdeutschland, Österreich und der Schweiz in seinem Colloquium zu Gast gewesen. Aber nicht selten war er nicht in der Verfassung oder Laune, sich ihnen bereits zwischen ihrem Eintreffen in der Stadt und dem Beginn der Veranstaltung zu widmen, und dann bat er mich, ihn zu vertreten. Oder er mochte mit mir noch jemand als Dritten dabei haben. Auf diese Weise habe ich ständig Gelegenheit gehabt, als eine Art Kammerdiener zu erleben, wie von mir aus der Ferne verehrte Autoren sich in mehr oder weniger umgängliche Menschen verwandelten.

Hans Mayer war im August 1963 von einer Reise ›in den Westen‹ nicht nach Leipzig zurückgekehrt und hatte sich,

durch die Vermittlung von Walter Jens, in Tübingen niedergelassen, wo seit kurzem bereits Ernst Bloch lebte. Und da zu dem wenigen, was er aus Leipzig hatte mitnehmen können, eine Handvoll Verträge mit Verlagen gehörte, suchte er händeringend nach einem Helfer, der ihm die Zuarbeit leisten würde, für die ihm an der Universität Leipzig eine Schar von Assistenten zur Verfügung gestanden hatte. Da ich zu der Zeit gerade mein Studium abschloss, führte Walter Jens mich bei ihm ein. Meine Tätigkeit für ihn begann damit, dass ich für seinen umfangreichen Sammelband ›Deutsche Literaturkritik im zwanzigsten Jahrhundert‹ die Anmerkungen und Quellennachweise zusammenstellte.

Er erhielt dann aber schon bald den Ruf an die Technische Universität Hannover und bot mir die damit verbundene Assistentenstelle an. Als mit dem Wintersemester 1965/66 unser erstes Semester bevorstand, übergab er mir Anfang September einen Umschlag mit 1000 DM und beauftragte mich, als ›Vorhut‹ nach Hannover zu fahren, mich dort in einem Hotel einzuquartieren und an der Hochschule alles für sein Kommen vorzubereiten.

Für mich ergaben sich daraus Aufgaben, auf die mich nicht nur mein Studium, sondern mein gesamtes bisheriges Leben mit nichts vorbereitet hatten. Nachdem ich herausgefunden hatte, in welchem Gebäude sich die drei für den neu eingerichteten Lehrstuhl vorgesehenen Diensträume befanden, das ›Chefzimmer‹ mit Sekretariat und ein Assistentenzimmer, musste ich, meine erste ›Amtshandlung‹, die sie noch besetzt haltenden Mathematiker aus ihnen vertreiben. Gleichzeitig musste ich auch schon eine Sekre-

tärin finden. Als ich mich erkundigte, wie man so etwas in Hannover mache, da wurde mir empfohlen, eine Anzeige in der ›Hannoverschen Allgemeinen Zeitung‹ aufzugeben. Dort legte man mir Muster vor, und ohne mich nach dem Preis zu erkundigen, hielt ich ein besonders auffälliges Format für angemessen. Als dann die Rechnung kam, war ich mir sicher, dass sie zu meiner fristlosen Kündigung führen werde. Aber dann stellte sich heraus, dass der neue Lehrstuhl ab sofort über einen gewissen Etat verfügen könne, und so wurde die Rechnung von der Uni-Verwaltung anstandslos beglichen.

Meine Stellenanzeige hatte aber die ehemalige Sekretärin eines großen Chefs so beeindruckt, dass sie Verbindung mit mir aufnahm und sich mit mir treffen wollte. Bei dem Gespräch erfuhr ich von ihr, dass ihr Chef sie irgendwann geheiratet habe, dass er aber vor kurzem verstorben sei. Hans Mayer sei ihr natürlich ein Begriff, und als seine Sekretärin werde sie gern noch einmal in ihren Beruf zurückkehren. Hans Mayer war dann seinerseits von ihren Fähigkeiten und Umgangsformen stark beeindruckt und ist stets äußerst respektvoll mit ihr umgegangen.

Also bis dahin alles richtig gemacht. Und die weitere Einrichtung des Lehrstuhls nahm dann bereits die reaktivierte Chefsekretärin in die Hand, so dass ich mich auf die Vorbereitung von Mayers Lehrveranstaltungen konzentrieren konnte. Für ›den Chef‹ kaufte Dame Zimmermann einen repräsentativen Mahagony-Schreibtisch, eine bequeme Sitzecke und für den besonders billigen Büro-Fußboden eine besonders teure Brücke.

Es war also alles so umsichtig wie möglich vorbereitet, als Hans Mayer dann selbst Anfang November in Hannover eintraf. Ich hatte alle Wege erkundet, die wir zu seinen Lehrveranstaltungen würden gehen müssen, hatte alle Räume inspiziert, in denen diese stattfinden sollten. Aber dann passierte in der ersten Vorlesung etwas, was ich nicht vorausgesehen hatte und auch nicht hätte ausschließen können.

Seine bis zu anderthalbstündigen Vorlesungen hielt Hans Mayer ohne Manuskript, mit äußerster Konzentration und entsprechend empfindlich gegen die geringste Störung. Aber auf einmal, wir waren ja bereits in der ›Heizperiode‹, fing im Hörsaal die Heizung laut zu knackten an. Hans Mayer, aus dem Tritt und darüber aus der Fassung geratend, forderte mich auf, dafür zu sorgen, dass das umgehend aufhöre. Draußen machte ich mich auf die Suche nach einem Hausmeister, und nach einer Weile traf ich auf jemanden, der sich auszukennen schien. Der erklärte mir, dass das Heizungssystem an der Technischen Universität völlig veraltet sei und die Heizungen einfach hin und wieder knackten; dass das aber nach einer Weile stets von selbst aufhöre.

So ging ich zurück zu unserm Hörsaal, rauchte vor der Tür noch eine Zigarette, und als ich den Raum gerade wieder betreten hatte, hörte das Knacken auf. Hans Mayer nickte mir zu: Na geht doch! Und so konnte ich immer mal wieder draußen vor der Tür in aller Ruhe zwei Zigaretten rauchen. Mit der Zeit vermochte ich meine Rückkehr in den Hörsaal mit dem Aussetzen der störenden Geräusche

immer genauer abzustimmen. Vermutlich trug das mehr zu Hans Mayers Zufriedenheit mit mir bei als alle meine Kammerdiener-Dienste zusammen.

Als wir, du und ich, uns 1970 im WDR begegneten, kam ich zwar von der Universität, aber ich kam nicht unmittelbar nach dem Abschluss eines Studiums. Ende 1969 hatte ich an der Technischen Universität Hannover meine Habilitation abgeschlossen. Es war ungewöhnlich, dass ich, nachdem ich soeben die letzte und wichtigste Bedingung für eine Laufbahn als Hochschullehrer erfüllt hatte, eine Stelle im Dritten Fernsehprogramm des WRD übernahm, das von seinem Direktor Werner Höfer als journalistisch definiert und entsprechend ausgerichtet wurde.

Das Angebot, als Literaturredakteur zum Westdeutschen Fernsehen zu kommen, hatte sich daraus ergeben, dass man dort vor Jahren davon gehört hatte, dass ich an einer Studie über Alfred Döblin arbeite. Der Sender hatte gerade vom französischen Fernsehen das Format ›portrait souvenir‹ übernommen und plante einen Film über den Autor des Romans ›Berlin Alexanderplatz‹. Mein ›Porträt Alfred Döblin‹ war dann wohl als gelungen bewertet worden, so dass ich bei nächster Gelegenheit gefragt wurde, ob ich nicht zum WDR kommen wolle.

Das hätte eigentlich bereits von mir aus daran scheitern müssen, dass der Sender in Köln beheimatet war. Nach dem Krieg in einem Dorf bei Aachen aufgewachsen, das heute zu Würselen gehört, hatte ich mir bei meinem Abitur am Gymnasium der benachbarten Kleinstadt Alsdorf vor-

genommen, zum Studieren ganz weit weg zu gehen; und mit dem Rheinland wollte ich in meinem Leben nie mehr etwas zu tun bekommen. Tübingen schien mir weit genug weg zu sein, und dort hatte ich, im ersten Jahr Student des Leibniz-Kollegs in der Brunnenstraße, sehr daran gearbeitet, alle Spuren des rheinischen Dialekts aus meiner Aussprache zu tilgen. Und als ich dann in der Osianderschen Buchhandlung eines Tages gefragt wurde, ob ich aus dem Elsass stamme, hatte ich erstmals das Gefühl gehabt, auf dem richtigen Weg zu sein. Mein Berufsleben hatte ich in Hannover begonnen.

Aber dann dieser Anruf von Werner Koch, Schriftsteller und Leiter der Abteilung Kultur beim Westdeutschen Fernsehen, der später unter dem Titel ›See-Leben‹ zwei Romane veröffentlichte, mit denen er lange vor der Einführung des Internet mit der Idee eines ›Homeoffice‹ an einem schönen Ort experimentierte. Letztlich gab die Lust, noch einmal etwas ganz anderes kennen zu lernen, den Ausschlag gegenüber der Aussicht, womöglich jahrelang auf einen Ruf auf einen Lehrstuhl zu warten.

So landete ich also in Köln, um, mit einem falschen ›um zu-Satz‹ formuliert, von der Stadt nie mehr los zu kommen. Mit dem Wechsel zum WDR verband ich keineswegs die Vorstellung, eine akademische Laufbahn abzubrechen. Ich wollte nun auch noch in Erfahrung bringen, wie das Fernsehen funktioniert. Im literaturwissenschaftlichen Nachwuchs gab es seinerzeit die Tendenz, das Fach zu einer ›Medienwissenschaft‹ zu erweitern, also die Literatur im Zusammenspiel mit anderen Medien zu untersuchen.

Mich persönlich interessierte dabei am meisten, die ›Montage‹, mit der man ständig als literarische Technik zu tun hatte, dort zu erkunden, wo sie als künstlerische Technik mit handwerklichem Tun verbunden ist: beim Filmschnitt.

In den Jahren meiner Tätigkeit beim WDR habe ich mich dann so oft wie möglich in Schneiderräumen aufgehalten, wo seinerzeit das Filmeschneiden noch eine auf Handarbeit beruhende Gestaltungskunst war, auch oder gerade dann, wenn aus einem noch weitgehend unstrukturierten Material ein Dokumentarfilm herzustellen war. Und dann bekam ›die Montage‹ für mich auch noch einen Namen, den Namen auf dem Schild an *deinem* Schneideraum: Elke Christ. Immer öfter habe ich mich dort herumgedrückt, fasziniert von deinem Tun und von dir entzückt.

Als ich dann nach vier Jahren an die Uni Hannover zurückkehrte und wir später heirateten, habe ich manchmal gesagt, ich hätte aus meiner WDR-Zeit ›den Schnitt‹ geheiratet. Tatsächlich warst du Vieles und von diesem Vielen manchmal, wie ›per Umschnitt‹, auch das Gegenteil.

Den Heiratsantrag hast *du* gemacht. Eines Abends hast du ›wie aus heiterem Himmel‹ von Sessel zu Sessel gefragt, wann wir heiraten. Ausgedrückt hast du dich aber so: »Wann heiraten wir uns?«

Als wir im Krankenhaus deine Diagnose ›Lungenkrebs‹ erfuhren, hast du mir in deinem Entsetzen zugeflüstert: »Warum werde ich so bestraft?« Und da habe ich in *meinem* Entsetzen leider nicht besonders sensibel reagiert. Ich habe mit einem Einwand reagiert, den ich auch noch

etwas später hätte machen können. Elke, habe ich gesagt, »das ist keine Strafe, denn da gibt es keinen Richter. Das ist die nicht unvorhersehbare Folge eines jahrzehntelangen starken Rauchens.«

Wenigstens hat es sich dabei nicht um eine nachträgliche Besserwisseri gehandelt. Bis kurz vor meinem 50. Geburtstag hatte ich selbst täglich mehrere Schachteln Zigaretten geraucht. Und als ich dann wegen starker Herzbeschwerden und aus nackter Todesangst von jetzt auf gleich mit dem Rauchen aufhörte, da hast du befürchtet, dass ich jetzt Druck auf dich ausüben werde, dich dem anzuschließen. Aber obwohl es keine intoleranteren Nicht-Raucher gibt als ehemals starke Raucher, habe ich das nicht getan. Ich habe dir nicht einmal zu bedenken gegeben, dass ich, viel mit dir zusammen, durch ›passives Rauchen‹ geschädigt werde.

Vielleicht ist das falsch gewesen. Meine Liberalität hing aber damit zusammen, wie wir uns einst hatten ›zusammenraufen‹ müssen. Zu Beginn unserer Verbindung hatten wir einen regelrechten ›Kulturkampf‹ auszufechten. Vor allem auf zwei Ebenen trennten uns Abgründe. Obwohl nicht mehr kirchlich gebunden, waren wir durch unsere konfessionelle Herkunft geprägt, du durch eine protestantische und ich durch eine katholische Erziehung; aber kaum weniger unterschieden wir uns dadurch, dass du als Einzelkind aufgewachsen warst und ich in einer Geschwisterhorde.

Aber während durch eine konfessionelle Prägung begründete Verhaltensunterschiede sich als zäh und letztlich als unveränderbar erwiesen, ließen sie sich im Falle unserer Prägung durch eine Kindheit und Jugend als Einzelkind und